

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 5

Artikel: Der Steppenrenner
Autor: Scherer, Joh.P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schach der Grippe!

Als im letzten Frühjahr die Grippe umging, erinnerte man sich daran, dass die Epidemie von 1918 im Frühling verhältnismässig harmlos begonnen hatte, im Sommer einschlief und erst im Spätherbst wieder aufflackerte; im Winter forderte sie dann unerbittlich ihre Opfer.

Diesen Herbst ist aus besondern Gründen alle Vorsicht geboten. Denn der hinter uns liegende Sommer war ja eigentlich kein Sommer, in welchem man die angesammelten Körperschlacken hätte herausschwitzen können, wodurch die Anfälligkeit zu Erkältungen wenigstens soweit herabgesetzt worden wäre, dass man höchstens mit einem simplen Schnupfen rechnen müsste.

Bereits haben die ersten «Pfnüseler» dem Herbst ihren Tribut entrichtet. Aber die meisten beklagen sich darüber, dass der überstandene Schnupfen einer von ganz besonderer Art gewesen sei: anormale Dauer, leichtes Fieber und dazu ein leichter Druck auf der Stirn, wie er etwa bei Grippe auftritt; Gedankenleere und ein gewisses Schwächegefühl hätten richtiges Arbeiten schier unmöglich gemacht, so dass man sich am liebsten zu Bett gelegt hätte. Da man sich aber nicht schonte, hielt das Unbehagen mehr als eine Woche an, und man war in dieser ganzen Zeit nur ein halbhatziger Arbeiter.

Wir brauchen zwar nicht gleich Angst zu haben, aber ein Schnupfen mit solchen Symptomen ist zum mindesten etwas verdächtig. Es ist daher besser, wir nehmen ihn nicht auf die leichte Achsel, sondern messen die Temperatur und legen uns

ungescheut ins Bett, sofern das Quecksilber auf 37,5 steigt. Mit reichlich heissem Tee (Lindenblüten, Holunder) suchen wir den Schweissausbruch zu fördern, und wer nicht zu bequem ist, macht sogar heisse Ganzwickel. Solche Ganzwickel sind überhaupt ein ideales Mittel, um tüchtig zu schwitzen, das Fieber zu senken und die Krankheit abzukürzen. Kalte Wickel und Umschläge taugen nichts und können sogar schaden.

Ein Vorbeugungsmittel gegen Erkältung ist übrigens auch das rechtzeitige Heizen der Wohn- und Arbeitsräume. Wenn es kalt ist, dann muss eben künstlich nachgeholfen werden; es hat keinen Sinn, tapfer zu schlottern und sich scheinbar abzuhärten, es hat keinen Sinn, dem Portemonnaie zuliebe ein Arbeits- und Wohnklima zu ertragen, das die gute Laune und die Arbeitslust so tief herunterdrückt, dass die beabsichtigte Einsparung auf der andern Seite automatisch wettgemacht wird. Nicht zu reden von den zusätzlichen Arzt- und Apothekerkosten, die uns aus solch eigensinniger Kraftmeierei erwachsen können. Denn bei vielen Leuten ist das Ausharren bei Untertemperatur mitunter als eine spezielle kleine Eitelkeit zu werten: man kann schliesslich auch mit Abhärtung und Unempfindlichkeit prahlen ...

Aber diesmal droht, wie gesagt, die Grippe im Hintergrund. Da ist nicht zu spassen und wir lassen es besser nicht darauf ankommen, ob sie diesen Winter wieder Ernst macht oder nicht.

Dora Balmer

Der Steppenrenner

Ich wuchs in einer grossen Mietskaserne auf. Diese war wie ein kleines Dorf: die Bewohner kannten sich alle so gut, dass einer vom andern wusste, welcher Fehler und Schwächen er hatte. Und wie die Frauen in einem Dorf vielleicht beim Brunnen zusammenkommen, um zu schwatzen, so trafen sie sich hier im Treppenhaus und erzählten, was sie soeben erfahren hatten. Die grösste und eifrigste Klatschbase in unserem Block war eine ältere Frau, die in der Parterrewohnung lebte und

von einer krankhaft-unruhigen Neugierde getrieben schien: den ganzen Tag stand sie entweder im Treppenhaus und tuschelte, oder sie sass am Fenster. Man mochte kommen oder gehen, wann man wollte, stets erblickte man ihren grauhaarigen Kopf mit den unruhigen Mäuse-Auglein hinter dem Vorhang. Ihre Zunge war gefürchtet, und niemand wagte, es mit ihr zu verderben, denn hemmungslos verbreitete sie die übelsten Gerüchte über Leute, die ihr nicht gefielen.

Nun wohnte im gleichen Haus, in einer armseligen Dachkammer, ein Kunstmaler. Er war etwa sechzig Jahre alt, weisshaarig, mit guten grauen Augen und einem Gesicht, in das Not und Entbehrung tiefe Furchen gezogen hatten. Der Mann hiess Renner, weil er aber stets mit einem Rennvelo ausfuhr, hatten wir Kinder ihm den Uebernamen Steppenrenner gegeben. Dieser Name blieb ihm, auch die Erwachsenen nannten ihn nie anders. Doch hatten wir Kinder ihm diesen Uebernamen nicht etwa gegeben, um ihn zu verspotten, im Gegenteil, es gab wohl kein Kind in unserm Block, das ihn nicht gern hatte. Er konnte nicht nur lustige Geschichten erzählen, nein, er verstand es auch gut, uns zu trösten, wenn wir ihm unser Leid klagten. Für uns Kinder hatte er immer Zeit, oft setzte er sich sogar zu uns ins Treppenhaus und plauderte mit uns, während in den kleinen Fältchen um seine Augen ein frohes Lächeln kauerte.

Es ging ihm nicht gut. Er musste oft hungern, das wussten wir alle, obwohl er nie darüber sprach. Und wenn auch die meisten Leute in unserm Block selber arm waren, so machten sie sich doch eine Freude daraus, ihm manchmal zu helfen. Auch meine Eltern sagten oft nach dem Essen zu mir: «Hier, bring diese Suppe und das Fleisch dem Steppenrenner, er ist sicher froh, wenn er etwas Warmes bekommt.» Dann eilte ich rasch die Treppen hinauf, weil ich sicher war, von ihm mit einem guten und freundlichen Lächeln empfangen zu werden, und weil ich dann und wann sogar noch ein bisschen bei ihm sitzen bleiben durfte, während er mir aus einem Geschichtenbuch vorlas.

Frau Zeier war der Steppenrenner natürlich ein Dorn im Auge. Sie mochte ihn nicht; weil er aber freundlich und harmlos war, und vielleicht auch aus einer unbewussten Achtung vor seiner Armut, liess sie ihn in Ruhe. Eines Tages aber fiel diese Zurückhaltung dahin. Auf einmal wusste sie etwas von ihm. Zunge und Beine gerieten in Bewegung, da und dort tauchte ihr Kopf auf, hörte man ihre ein wenig heisere Stimme, und wie eine dichte Rauchwolke erhob sich das Gerücht: dem Steppenrenner gehe es in Wirklichkeit gar nicht so schlecht, er habe erst kürzlich einen Preis von mehreren tausend Franken erhalten. Was er denn mit diesem Geld eigentlich getan habe? wollte Frau Zeier von den andern Frauen wissen. Ob es nicht schamlos sei, von gutherzigen Leuten Gaben anzunehmen, während man so viel Geld besitze? Sofern er dieses Geld noch habe. Vielleicht aber — — — sie wolle ja nichts Schlechtes sagen, und sie wisse

ja auch nichts Genaues, wenn man aber die Männer kenne . . . Ihre verdorbene Phantasie begann zu spielen und bald wussten es alle: der Steppenrenner gab sein Geld für schlechte Frauen und für Alkohol aus.

Natürlich ahnte der Steppenrenner von diesem Geschwätz nichts, aber bald musste er spüren, dass etwas gegen ihn im Gang war: plötzlich sprach niemand mehr mit ihm, er erhielt nichts mehr zu essen, und sogar uns Kindern wurde streng verboten, mit ihm zu plaudern. Sicher litt er schwer unter dem unerklärlichen Hass der Leute, aber er wehrte sich nicht, er zog sich einfach zurück und vereinsamte. Ich begegnete ihm einmal zufällig auf der Treppe, wo er stehen blieb und etwas zu mir sagte, aber ich erinnerte mich des Verbotes meiner Eltern und schwieg. Da sah er mich mit sonderbar schmerzlichem Blick an, es war etwas in seinen Augen, das mich tief beelendete, ich konnte es nicht vergessen. Und als ich Abends im Bett lag, weinte ich. Aber ich sagte nicht, warum, ich wusste es ja selber nicht genau, was mich so aufgewühlt hatte.

So kam der Winter, ein strenger Winter mit Schnee und bissigen Winden; Weihnachten und Neujahr gingen vorüber, und dann, es war Ende Januar, tauchte der Steppenrenner überhaupt nicht mehr auf. Nach einiger Zeit wurde unser Hausmeister besorgt, er ging hinauf und klopfte. Als niemand antwortete, holte er die Polizei, welche die Türe aufsprengte. Da lag der Steppenrenner tot auf dem Bett. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, er hatte keinen Arzt geholt. Vielleicht wollte er nicht mehr leben.

Ja, er war der bösen Zunge der Frau Zeier unterlegen. Aber wenn er auch lebend schwächer gewesen war, tot war er der Stärkere. Denn jetzt kam ein neues Gerücht auf, ein Gerücht, das diesmal nicht von der Frau Zeier stammte: gewiss hatte der Steppenrenner Geld bekommen, aber er hatte damit für seine Frau, die seit vielen Jahren unheilbar krank in einer Nervenheilanstalt war, bezahlt. Als das bekannt wurde, regte sich das Gewissen der Leute. Sie erkannten, wie schlecht es ist, immer das Schlimmste von andern Menschen zu glauben, und vielleicht schämten sie sich auch ein wenig, weil keiner von ihnen den Mut aufgebracht hatte, den Steppenrenner ehrlich zu fragen, ob das Gerücht über ihn wahr sei. Und jetzt konzentrierte sich der ganze Hass der Menschen auf Frau Zeier, die nun selber erfuhr, was der Steppenrenner so bitter hatte erfahren müssen:

eisige Ablehnung. Die Frauen drehten sich brüsk um und gingen weg, wenn sie zu ihnen trat. Diese allgemeine Ablehnung war so stark, dass Frau Zeier unterlag; sie gab ihre Wohnung auf und zog in ein anderes Quartier. Seither wurde in unserm Haus viel weniger geklatscht, und die Leute überlegten es sich besser, bevor sie über andere

Menschen etwas Schlechtes weiter erzählten. So wirkte der Steppenrenner über den Tod hinaus, wie er schon im Leben gewirkt hatte: als ein gütiger und freundlicher Mensch, der wollte, dass die Leute im Frieden lebten und sich gegenseitig verstehen lernten.

Joh. P. Scherer

Ameisen als Kinderräuber und Sklavenhalter

An den 5000 Ameisenarten, die schon festgestellt wurden, hat geduldiges Forschen und Beobachten nach und nach wahre Wunder an Intelligenz und Organisationstalent entdeckt, aber auch Eigenarten und Eigenschaften, die nach menschlichen Begriffen dem sonst so hochentwickelten Ameisenstaat nicht gerade zur Ehre gereichen. Es sind der Kinderraub und die Sklavenhaltung, die von gar manchem Ameisenvolk eifrig betrieben werden.

Eine berühmte Sklavenräuberin ist unsere einheimische blutrote Raubameise, in deren Häuslichkeit wir kleine dunkelfarbige Arbeiterinnen finden, die zu der Art der grauschwarzen Ameisen gehören und als Sklaven unter den roten Raubameisen leben müssen.

Gehen wir dem Schicksal dieser Geraubten nach, so entdecken wir, dass ihnen ihr Sklavendasein wohl gar nicht bewusst ist, denn sie sind schon als Puppe, also noch in gänzlich unentwickeltem Kindesalter, aus ihrem heimatlichen Bau entführt worden und unter der Pflege ihrer Räuber im feindlichen Nest zur Welt gekommen.

Zwei- bis dreimal im Sommer ziehen die Raubameisen auf die Sklavenjagd. In langen Kolonnen nähern sie sich der Behausung der «Grauschwarzen», umzingeln den Bau und stürzen wie auf ein geheim verabredetes Zeichen auf die überraschten Bewohner. Oft erzwingen sie sich unter heftigsten Kämpfen und mit starken Verlusten den Zutritt zu den Brutkammern, fallen über die Puppen her und marschieren mit ihrer Beute dann eiligst zu ihrem Bau zurück. Das Raubgut wird im eigenen Nest sorglich gepflegt und wenn die jungen Tiere auschlüpfen hält der Räuber darauf, dass keine andern als geschlechtslose Arbeiterinnen dabei sind. Wenn andere geboren worden sind, so werden sie auf der Stelle umgebracht. Die jungen, als gut befundenen Sklaven, nehmen bei ihren Herren so-

fort *die* Arbeit auf, die sie auch in ihrem eigenen Nest als Arbeiterinnen hätten verrichten müssen: die Betreuung der Brut, die Nahrungsbeschaffung und die Zuführung von Baumaterial für das Nest. Einigen wenigen kann es blühen, zu sogenannten Honigameisen bestimmt zu werden. Als solche verlassen sie das Nest nie. Sie werden von andern Arbeiterinnen systematisch mit Honig gefüttert, man könnte sagen gemästet, bis soviel davon in ihrem Körper ist, dass ihr Hinterleib enorm anschwillt. Diese lebenden Honigtöpfe hängen in besonderen Kammern an der Decke im Nestinnern. Durch Streicheln mit den Fühlern werden sie je nach Bedarf veranlasst, Tropfen ihrer Honigfüllung emporzuwürgen und als Nahrung an andere Ameisen abzugeben.

Manche Ameisenarten halten in ihren Nestern auch artfremde Tiere gefangen, so hauptsächlich Blatt- und Schildläuse. Sie dienen als Nutzvieh, denn ihre Ausscheidungen sind zuckerhaltig und eine gesuchte Nahrung ihrer Herren. Von Zeit zu Zeit werden diese «Ameisenkühe» durch sanftes Streicheln und Pressen förmlich «gemolken». Einige Ameisenarten legen für diese Nutztiere besondere Ställe an und betreuen kunstgerecht die Blattläuseier und deren Aufzucht, so dass es nie an Nachwuchs fehlt. Mitunter wird auch ein kleiner Käfer im Ameisenhaus gehalten, der keine andere Aufgabe hat, als einen den Ameisen angenehmen Geruch zu verbreiten.

Wenn auch unsere roten Raubameisen ganz gut ohne Sklaven leben und gedeihen können, so ganz anders die Amazonenameise. Sie ist auf Gedeih und Verderb auf Sklaven angewiesen, denn sie hat es ganz verlernt, ihre gewaltigen säbelförmigen Vorderkiefer — furchtbare Waffe im Kampf — auch zum Fressen zu benutzen. Sie müssen sich von fremden Hilfsameisen, also geraubten Skla-